

Gerd Haeffner SJ

Geben, Nehmen, Danken

Nichts scheint einfacher und alltäglicher als dies: zu geben, zu nehmen, zu danken. Und doch: Wie schwer fällt es oft, zu geben oder gar in der rechten Weise zu geben; wie kompliziert kann es werden, etwas zu nehmen; wie viele Schwierigkeiten umlagern auch das Danken! Zwar geht uns die Formel „herzlichen Dank“ leicht von den Lippen; ob sie aber wirklich von Herzen kommt und überhaupt kommen kann, das ist doch die Frage.

Mit dem Gedanken der Möglichkeit „überhaupt“ bringt sich die philosophische Nachdenklichkeit ins Spiel. Jedes Spiel hat seine Ordnung. Die „Ordnung“, der die Dankbarkeit zugehört, ist das Verhältnis von Geben und Nehmen. So soll als erstes dieses Verhältnis ganz allgemein und als wechselseitiges betrachtet werden; in einem zweiten Schritt soll es dann um das asymmetrische Verhältnis des Gebens zu einem Nehmen gehen, das sich nicht wiederum durch ein Geben auslösen, sondern nur „Danke“ sagen kann. Schließlich wird die Haltung der Dankbarkeit unsere Aufmerksamkeit beschäftigen, indem wir ihrer Struktur, vor allem aber ihrer problematischen Möglichkeit nachsinnen.

Das wechselseitige Geben und Nehmen und seine Probleme

Geben und Nehmen scheinen typisch menschliche Verhaltensweisen zu sein. Zwar nehmen Tiere einander gelegentlich etwas weg, aber sie scheinen einander nichts zu geben, abgesehen vom Kontext der Brutpflege. Wenn dies so ist, dann ist auch das Nehmen schon von anderer Struktur als das menschliche, und, dem zugrunde liegend, das Haben. Im menschlichen Haben und Besitzen liegt ein Bezug zu einem Objekt, der zugleich eine Distanzierungsmöglichkeit in sich trägt, eine Selbstunterscheidung des Besitzenden von seinem Besitz, aufgrund deren dieser sich auch physisch und psychisch von seiner Habe trennen kann, indem er sie zum Beispiels wegibt.

1. *Geben und Nehmen als soziale Grundhandlung.* Meist wird gegeben in der Hoffnung, daß etwas Entsprechendes zurückgegeben werde: „Do ut des“. Man gibt etwas, von dem man relativ viel hat, um etwas zu bekommen, was einem fehlt. Dieser wechselseitigen Erwartung liegt die Vergleichbarkeit der Güter zugrunde. Nicht erst in der sogenannten Abstraktheit der Geldwirtschaft, sondern schon in den primitivsten Formen des Naturalientauschs steckt also eine Ide-

ierungs- und Abstraktionsleistung. Manchmal gibt man aber auch, nicht um etwas anderes zurückzubekommen, sondern damit überhaupt eine Gemeinschaft durch Austausch zustande kommt. So, wenn man miteinander dieselbe Begrüßungsformel austauscht – „Guten Tag“, „Guten Tag!“ – oder wenn man sich bei Tisch gegenseitig den Wein nachschenkt.

Die Wechselseitigkeit des Austauschs stabilisiert zugleich die immer fragilen Besitzverhältnisse wie auch die noch fragileren zwischenmenschlichen Beziehungen. Sie stiftet eine gewisse Gleichheit zwischen den sonst vielleicht sehr verschiedenen und verschiedenrangigen Austauschpartnern. Der wechselseitige Austausch, seine Permanenz und Universalität sowie die moralisch-rechtlichen Rahmenbedingungen, die unter der Idee der Gerechtigkeit stabilisiert werden sollen, ist gewissermaßen der Zement jeder menschlichen Gesellschaft.

2. *Die Fragilität des Austauschs.* Freilich hat jeder Austausch wiederum seine eigene Fragilität. Abgesehen von den primitiven Formen des Nehmens, denen kein Geben entspricht, wie dem Diebstahl oder dem Raub, ist hier auf die Probleme zu achten, die entstehen, wenn die Hoffnung des Gebenden auf Wechselseitigkeit enttäuscht bzw. durch die Furcht vor solcher Enttäuschung im Ansatz erstickt wird. Denn normalerweise muß zuerst gegeben werden, bevor man dafür etwas zurückbekommt, und wie kann man sicher sein, daß die Gegengabe auch (mindestens) genauso wertvoll ist? Meist liegt auch noch ein gehöriges Stück Zeit zwischen der Leistung und der Gegenleistung; wie kann man sicher sein, daß die Gegenleistung zu ihrer Zeit oder überhaupt erbracht wird? Nicht alle Partner sind zuverlässig. Man wird ein System rechtlicher Sicherungen mit entsprechenden Sanktionen erfinden und verfeinern, letzten Endes aber nicht um einen Schuß von Vertrauen herumkommen, das heißt eben jenes soziale Kapital beanspruchen, zu dessen Steigerung der Austausch beitragen soll.

Noch eine andere Art der Fragilität des Zements der menschlichen Beziehungen, der im Austausch liegt, möchte ich erwähnen. Sie hat einen engeren Bezug zu unserer Leitfrage. Es gibt – erstens – immer wieder Situationen, in denen sowohl eine Wechselseitigkeit des Austauschs gefordert wird wie dessen strenge Form gemieden werden muß. Gehen wir einmal davon aus, daß in unserer Zeit der Austausch meist durch die Vermittlung von Geld geschieht, so fällt ein Doppeltes auf: Erstens wird Geld manchmal als unpassende Gegengabe betrachtet und gegebenenfalls stolz zurückgewiesen, während ein „Gegengeschenk“ (auf dessen äquivalenten Wert durchaus geachtet werden kann) willkommen ist. Man kann sich fragen, ob solche Situationen, die einem nicht zufällig eher im Orient als im industrialisierten Europa begegnen können, eine Erinnerung an die Zeit des Naturalientauschs sind, nach dem Prinzip, daß das Archaische als das Ursprünglichere gilt. Wie dem auch sei: das Bewußtsein einer gewissen Spannung zwischen dem zwischenmenschlichen Gehalt und seiner Vermittlung durch das Geld kommt hier sicher zum Ausdruck.

Dieselbe Spannung liegt wohl dem zweiten Phänomen zugrunde, das hier zu nennen ist: Auch dann, wenn die Gegengabe für eine Leistung in Geld besteht, gibt es zahlreiche Fälle, in denen man doch die Bezeichnungen „Bezahlen“ und „Preis“ vermeidet. Ärzte und Redner „bezahlt“ man nicht, sondern übergibt ihnen, meist noch im verschlossenen Umschlag oder durch Überweisung, ein „Honorar“; Abgeordnete beziehen kein Gehalt, sondern „Diäten“ und gegebenfalls noch eine „Aufwandsentschädigung“; man fragt nicht nach dem Preis einer Messe, sondern nach der üblichen Höhe des „Stipendiums“. Als roh und ungebildet gilt der, der in solchen Kontexten fragt: Ich zahle, also: Was kostet es? Als kalt und berechnend gilt der, der seine Leistung in solchen Zusammenhängen nicht zunächst um ihrer selbst willen erbringt, sondern diese nur nach dem Prinzip bemißt, daß sich alles auch „rechnen“ oder „auszahlen“ muß. Darin liegt ein Bewußtsein von einem gewissen Überschuß der Bereitschaft, zu geben, vor der Hoffnung, zurückzubekommen, auch – von den besonderen Kontexten her – ein Bewußtsein davon, daß viele Gaben zwar eine Gegengabe verdienen, durch deren Inaussichtstellung allein aber nicht provoziert werden können. Nicht alles, was gegeben werden kann, kann auch gekauft werden.

Das einseitige Geben und Nehmen und das Dankenmüssen

Nicht immer ist der, der etwas braucht, in der Lage, eine Gegenleistung anzubieten: er *muß* bitten. Wenn er nimmt, ohne etwas Entsprechendes dafür geben zu können, *muß* er danken. So wie der wechselseitige Austausch eine gewisse Gleichheit zwischen den Partnern herstellt, so schafft das Bitten und Danken eine Ungleichheit: Es erhöht den Gebenden und erniedrigt den Empfangenden. Es ist nicht die Not oder Bedürftigkeit allein, die erniedrigt: Man kann seine Armut verstecken und stolz ertragen. Es ist erst die Bitte, durch die man sich freiwillig in eine Position der Abhängigkeit begibt; und es ist der Dank, durch den man diese Position besiegelt. Zwar liegt in allem Bitten auch eine gewisse Zumutung; denn der Gebetene kommt durch die Initiative des Bittenden ungebeten in die lästige Entscheidungssituation, ja oder nein sagen zu müssen. Aber der Bittende setzt sich selbst doch mehr aus: Er setzt sich nämlich nicht nur der Ungewißheit aus, ob seine Bitte erfüllt wird, sondern auch, ob er selbst ernst genommen wird oder nicht. So wird niemand, der kein Kind mehr ist, bitten, wenn er nicht muß, das heißt, wenn er sich das Gewünschte leicht selbst besorgen kann. So manch einer, der an sich faul ist, wird zum fleißigen Arbeiter, weil er sich denkt: „Ich will niemandem ‚Dankeschön‘ sagen müssen.“ Wer immer nur nimmt, ohne zu geben, obwohl er das könnte, gilt als Parasit. Wer aber nimmt, ohne zu geben, weil er nicht anders kann, gilt als „armer Teufel“; er zählt nicht mehr voll.

Wer geben kann, ohne auf eine entsprechende Erwiderung angewiesen zu sein,

wird sich leicht höher fühlen und er wird höher geachtet werden als andere¹. Der Gebende kann seine Machtstellung auch ausnutzen, um den Empfangenden zu erniedrigen, von dem er weiß, daß er nichts Entsprechendes leisten kann. So demütigte, um ein Beispiel aus der Geschichte zu nennen, Nicolas Fouquet, Frankreichs oberster Steuerbeamter, Ludwig XIV., indem er ihn zu einem Fest einlud², von dem der junge König wußte: Das könnte ich mir nicht leisten. Ob dies nun damals Absicht war oder nicht, spielt nur eine untergeordnete Rolle. Es genügt, daß eine Gabe so empfunden werden kann. Mit ihrer Annahme ist ein Schuldverhältnis verknüpft, das latent bleiben, aber auch jederzeit aktiviert werden kann. Eine einseitige Leistung kann so als Angriff empfunden werden. Nicht zufällig haben wir in unserer Sprache die Redewendung, daß man sich für ein Geschenk „revanchiere“.

Der Gebende, dem diese Möglichkeiten bewußt werden, wird, wenn er edel denkt, alles tun, um die möglichen Demütigungen, die mit seinem Geschenk verknüpft sind, zu vermeiden oder ihnen, soweit möglich, von vornherein gegenzusteuern. Denkt er gemein, so wird er diese Möglichkeiten bewußt mit ins Kalkül ziehen. Derjenige, der trotz allem nimmt, wird versuchen, eine Strategie zu entwickeln, die die Erniedrigung kompensiert. Er wird zum Beispiel daran arbeiten, die Tatsache, daß er beschenkt worden ist, zu verdrängen, zu verkleinern oder hinsichtlich ihrer Motive zu verdächtigen. Es kann auch sein, daß er beginnt, den zu hassen, dem er sein Überleben verdankt. Klassisch ist dieser Fall in Schillers „Wilhelm Tell“ illustriert³: Tell erzählt seiner Frau, wie er seinem Feind, dem Landvogt, das Leben rettete, obwohl er ihn leicht hätte töten können, und meint wohl naiv, der Landvogt werde ihn nun weniger hassen. Seine Frau aber ist eine bessere Psychologin. Sie antwortet ihm: „Er hat vor dir gezittert – wehe dir!/Daß du ihn schwach gesehen, vergibt er nie.“

Wer etwas Lebenswichtiges, und gar sein Leben selbst, einem anderen verdankt, ist dessen Gefangener. „Danke!“ zu sagen, ist, in dieser Perspektive, die Anerkennung einer Schuld, verbunden mit dem Eingeständnis, sich aus dieser Schuld nicht befreien zu können. Kein gesunder Mensch tut das gerne. Wer es gerne tut, wer also habituell dankbar ist, hat offenbar eine Hundeseele, ist tendenziell masochistisch strukturiert, es sei denn, wir hätten ganz andere Weisen des Nehmens und Gebens und somit auch der Dankbarkeit noch gar nicht in den Blick bekommen.

Die Struktur der Dankbarkeit

Bevor wir jedoch nach solchen alternativen Weisen Ausschau halten, lassen wir für den Augenblick die Analyse der tieferen Motivationen aus dem Spiel und wenden uns schlicht der formalen Struktur der Dankbarkeit zu. Zu klären ist hier

vor allem, welche Art von Haltung die Dankbarkeit selbst sei, und dann, wem gegenüber sie möglich ist.

1. *Dankbarkeit als Haltung.* Dankbarkeit ist etwas anderes als einzelne Akte des Dankens. Sie ist ein innerer Zustand, entweder bezogen auf einzelne Ereignisse des Beschenktseins oder auf die Erfahrung, immer wieder Gutes erlebt zu haben, die ihrerseits eine generelle Disposition zur Dankbarkeit im einzelnen fördern wird. Dankbarkeit hat eine Gefühlsseite: Man ist froh über das Geschenk und über die sich darin ausdrückende Zuneigung. Das wohltuende Gefühl, Wohlwollen empfangen zu haben, schlägt wohltuend auf den Geber zurück, dem man sich zuneigt und dem man Gutes wünscht. Das Danken kann mit Aversion gegen den Gebenden verbunden sein, die Dankbarkeit nicht.

Die Dankbarkeit beruht jedoch auch auf einem Urteil. Danken schließt Denken ein. Denken aber bewegt sich – erstens – im Spannungsfeld zwischen dem Möglichen und dem Notwendigen. Wenn uns etwas gegeben wird, was uns geschuldet ist und was in diesem Sinn einer moralischen Notwendigkeit entspricht, empfinden wir höchstens Befriedigung, nicht aber Dankbarkeit. Diese hinwiederum drücken wir im Deutschen oft mit der scheinbar abwehrenden Formel aus: „Das war wirklich nicht nötig“, zum Beispiel uns ein so großes Geschenk zu machen, einen sogar am Flughafen abzuholen usw. Zur Dankbarkeit gehört das Wissen darum, daß aus der Möglichkeit der Gabe deren Tatsächlichkeit nicht folgt, daß diese etwas Unselbstverständliches ist.

Das Danken beruht im Denken aber noch in einer anderen Hinsicht, insofern das Darandenken nämlich dem Vergessen entgegenwirkt. Wie wir schon angedeutet haben, ist das Vergessen des Beschenktwordenseins keine harmlose Defizienz der Gedächtnisleistung. Es hat vielmehr mit einer Tendenz zur Undankbarkeit zu tun. Die Belastung, die mit dem Wissen um das Beschenktsein gegeben ist oder doch sein kann, soll nicht zu oft bewußt werden. Denn entweder kann man oder will man die damit gegebenen Verpflichtungen nicht recht wahrhaben. Wie wenig es sich hier um eine rein kognitive Gedächtnisschwäche und wie sehr es sich um eine Absicht handelt, sieht man daran, daß eben jene Menschen, die früher empfangene Wohltaten so leicht vergessen, meistens ein sehr gutes Erinnerungsvermögen für früher erlittene Übel haben. Sowohl das Vergessen wie das Erinnern sind hier nichts, was einem einfach passiert; beide werden vielmehr willentlich kultiviert.

2. *Der Adressat der Dankbarkeit.* Wem gegenüber kann man nun dankbar sein? Kann man sich selbst gegenüber dankbar sein? Glaubt man dem Erfindungsreichtum der Werbetexter, so muß man das annehmen. Auf dem Beipackzettel eines Kreislaufmedikaments fand sich nämlich folgender Satz: „Überlegen Sie, wie Sie Ihrem Herzen die Arbeit erleichtern können. Nicht nur Ihr Herz – Sie selbst werden es sich danken.“⁴ Im Gegensatz zu dieser Formulierung scheint die überlieferte Sprache aber davon auszugehen, daß ich zwar froh oder auch

stolz sein kann, irgend etwas geleistet zu haben, daß zur Dankbarkeit aber gerade das Wissen und die Anerkenntnis gehörten, daß ein Gut, über das ich froh bin, gerade nicht meiner Anstrengung zugeschrieben werden kann. Dankbar bin ich immer einem anderen.

Als solcher anderer kommt normalerweise ein anderer Mensch in Frage. Zur Dankbarkeit gehört, daß man ein Geschenk auf die gute Absicht, zu schenken, zurückführt. Diese Absicht wird anerkannt, was das französische Wort „reconnaissance“ schön ausdrückt. Es scheint, daß man einem Wesen ohne Intentionalität nicht dankbar sein könne. Man darf sich allerdings fragen, wie explizit derjenige, dessen Wohltat mich trifft, mich gemeint haben muß, damit meine Dankbarkeit ein Fundament hat. Es scheint sinnvoll zu sein, wenn jemand seinem verstorbenen Vater dafür dankbar ist, daß er ihm ein stattliches Erbe hinterlassen hat. Schon weniger klar ist der Fall, wenn es sich um einen reichen Vorfahren handelt, von dessen Reichtum ein Nachkomme profitiert, obwohl er von seinem Vorfahren nicht ausdrücklich bedacht worden ist, oder wenn es sich gar um einen der Großen der Vergangenheit handelt, deren Taten sich noch heute wohlätig auf eine Nation oder Stadt auswirken, obwohl sie nicht im leisesten an deren heute lebende Individuen gedacht haben, ja vielleicht nur Gutes taten, ohne die ausdrückliche Absicht, damit *jemandem* etwas Gutes zu tun. (Die Tatsache, daß im Fernen Osten eine ehrende Erinnerung an solche Taten und Personen – zum Beispiel des Konfuzius und des Buddha – einen deutlicheren Akzent der Dankbarkeit trägt als entsprechende Erinnerungsfeiern im modernen Europa, fordert zum vertieften Nachdenken auf. Dort ist vielleicht noch mehr an menschlichem Gemeinschaftsgefühl über die Generationen hinweg lebendig als hier, wo mehr die abstrakte Leistung als solche zählt.)

Es ist, so sagten wir, nicht sinnvoll, einem Wesen ohne Intentionalität dankbar zu sein. Man kann zwar gelegentlich jemand sagen hören, er sei seinem Auto, das ihn ohne Unfall durch die Lande getragen hat, dankbar; aber diese Redeweise ist doch nicht ernster gemeint als das mancherorts auch vorkommende Reden mit dem Auto. Schwieriger ist es schon zu entscheiden, ob man Tieren dankbar sein könne, wobei ohnehin höchstens vertraute Haustiere in Frage kommen. Ich tendiere eher dazu, eine solche Redeweise und Haltung nicht für sinnvoll zu halten und sie als Anthropomorphismus zu erklären⁵. Denn die Freiwilligkeit der guten Absicht, die in der Dankbarkeit honoriert wird, ist den Tieren wohl nicht zuzusprechen (ebensowenig natürlich wie böse Absichten). Das schließt nicht aus, daß wir den Tieren, in deren Sozialbeziehungen wir eingetreten sind, die entsprechenden Gegenleistungen entgegenbringen, da wir, die eine Einsicht in ihre Bedürfnisse haben können, uns der Idee der Gerechtigkeit verpflichtet wissen. In der Tat wird hier heute meistens eher des Guten zuviel getan.

Aber auch wenn es nicht sinnvoll scheint, den Tieren selbst dankbar zu sein, so ist es doch sicher angemessen, für das, was sie uns bedeuten oder was wir von

ihnen haben, dankbar zu sein. In dieser Hinsicht ist unsere Kultur durch eine gewisse Gedankenlosigkeit geprägt. Das Recht, Tiere zu töten und für unsere Zwecke einzuspannen, scheint selbstverständlich, keiner weiteren Begründung bedürftig, außer bei denjenigen Extremisten, die die Tötung von Tieren fast auf dieselbe Stufe stellen wie die von Menschen. Alte Kulturen waren in diesem Punkt oft rationaler und sensibler zugleich. Der Ethnologe Franz Boas berichtet, daß die Fische, von deren Öl sich gewisse Indianer in Alaska nährten, nicht mit Hilfe von Instrumenten, sondern an den nackten mütterlichen Brüsten der Frauen ausgepreßt wurden, um ihren unvermeidlichen Tod in etwa durch die Zärtlichkeit der Tötung zu kompensieren, und daß man es für unpassend hielt, die so ausgepreßten lebensspendenden Fische – trotz ihres Gestanks – weit draußen wegzuwerfen; man sammelte sie vielmehr an einem Ehrenplatz mitten im Lager⁶.

Inzwischen haben seit langem andere Denk- und Empfindungsweisen Platz gegriffen, zum Teil wohl zu Recht. Denn den Animismus der Indianer können wir zwar noch gewissermaßen ästhetisch nachempfinden, aber selbst nicht mehr ernsthaft übernehmen. Aber dennoch können uns die Erinnerungen an uralte Bräuche auch etwas lehren, was wir nicht hätten vergessen sollen. In der Tat beginnen einige Pioniere der nachneuzeitlichen Philosophie wieder ein Sensorium dafür zu entwickeln, daß der Gebrauch der Wesen der Natur zu unseren Zwecken nicht nur unter den Imperativen des Selbstinteresses stehen sollte, mit anderen Worten unter der ökologischen Klugheit dessen, der seine Kuh pflegt und füttert, damit sie ihm weiter Milch gibt. Denn die Lebewesen gehören uns nicht von vornherein so, daß wir damit machen könnten, was immer wir wollen. Wenn wir sie in einem gewissen Maß gebrauchen dürfen, dann ist in diesem „dürfen“ die Unselbstverständlichkeit eines Gebens versteckt, für das Dankbarkeit angebracht ist. Martin Heidegger zum Beispiel, der überhaupt das Denken in einen engen Zusammenhang mit dem Danken gebracht hat, geht hier sogar noch weiter. Er erinnert daran⁷, daß das, was wir im technischen Bereich den Stoff, das Material nennen, bei Aristoteles als eine der vier „aitíai“ des Seienden gilt. Das griechische Wort „aitía“ aber, das gewöhnlich mit „Ursache“ übersetzt wird, bedeute ursprünglich soviel wie „Schuld“. Wenn wir uns also zum Beispiel einer Silberschale erfreuen, dann verdanken wir diese nicht nur uns selbst, die wir sie gekauft haben, oder dem Silberschmied, der sie hergestellt hat; wir verdanken sie auch dem darin eingegangenen Silber als einem nicht selbstverständlichen Produkt der freigiebigen Natur.

Wem aber sind wir dankbar, wenn wir für die unselbstverständlichen Gaben der Natur dankbar sind? Wir behaupteten ja: Dankbar bin ich immer einem anderen. Wie ist diese These nun angesichts des Phänomens einer solchen anonymen oder adressatenlosen Dankbarkeit zu halten? Weitere Gelegenheiten, bei denen eine solche Dankbarkeit aufbrechen kann, sind etwa: ein besonders gelungener

Wandertag in herrlicher Natur; eine erfüllende Liebesbeziehung; die Geburt des ersten Kindes; die Tatsache, daß man einem Unglücklichen Mut machen konnte; das Erlebnis unverdienter Sympathie⁸. Es ist wohl zu beachten, daß das Gefühl, das hier entsteht, nicht ein bloßes Frohsein ist, sondern ein Frohsein, das vom Bewußtsein des Beschenktseins und so auch von der Reaktion der Dankbarkeit begleitet ist. Daß aber zur Dankbarkeit wesentlich⁹ ein Adressat gehört, sieht man daraus, daß der Dankbare spontan nach der Quelle der Wohltat sucht, um ihr seine Dankbarkeit auszudrücken. Finde ich vor meiner Tür ein Geschenk, so frage ich nach dem Absender. Kommt dieses Fragen zu seiner Antwort, so sind zwei Identifikationsleistungen gelungen: Jemand, der schon als der und der identifiziert und bekannt ist, wird nun auch als der Absender des Geschenks identifiziert. Ich weiß nun, auf wen ich meine Dankbarkeit richten kann, die zunächst keinen bestimmten Adressaten hatte. Aber in den genannten Fällen anonymer Dankbarkeit bleibt der Adressat anonym, und zwar in einem radikalen Sinn; denn das empfangene Gut läßt sich gar nicht hinreichend auf die Gabe eines (prinzipiell benennbaren) Mitmenschen zurückführen, den wir nur de facto nicht als die Quelle der fraglichen Wohltat ausmachen können. So kann einer sagen: „Ich bin dankbar, weiß aber nicht, wem.“ Da dieses Nichtwissen, wenn die Dankbarkeit groß ist, unbefriedigend ist, geht die sogenannte adressatenlose Dankbarkeit wie von selbst über in die teils emotionale und teils rationale Suche nach der Quelle des Guten und damit nach jenem rätselvollen Gegenüber, dem uns die Dankbarkeit entgegenträgt.

Das reine Schenken

Kehren wir nun zurück zu den tieferen Motivationen, die im Geben und Danken ins Spiel kommen. Wir sagten eingangs, daß in jedem noch so geschäftlichen Austausch von Gütern oder Leistungen immer auch ein gewisser Austausch eines Vertrauens stattfindet, das man sich letzten Endes einfach schenkt. Fragen wir jetzt umgekehrt, ob nicht in jedem noch so freien Schenken ein Element des Geschäfts, des „do ut des“ steckt, oder ob es ein „reines“ Geben geben kann.

Was soll unter einem „reinen“ Geben verstanden werden? Nennen wir zunächst zwei Formen des Hergebens, die nicht damit gemeint sind. Da ist einerseits das bloße Loshabenwollen. Jemand, der seiner alten Bücher oder Möbel überdrüssig ist, kann diese ja einfach auf die Straße stellen, um sich ihrer zu entledigen; es ist ihm egal, wer sie sich aneignet bzw. ob die Müllabfuhr sie mitnimmt. Und da ist andererseits das Verschwenden, für das die Richtung auf bestimmte Adressaten wegfällt oder doch sekundär ist. Ich denke hier an Bräuche, in denen früher zum Beispiel ein frisch vermähltes Fürstenpaar aus dem Marktbrunnen Wein sprudeln ließ, wobei es ihm weniger auf die Beglückung des Volkes ankam

als auf die eigene Belustigung angesichts des sich drängenden, sich bespritzenden und herumtorkelnden Pöbels. Ein solches Paar konnte sich in einer göttergleichen Position fühlen, und aus diesem Grund konnte solche Verschwendung sogar zu den „Pflichten“ der Großen gehören, die immer darauf bedacht sein mußten, ihre Herrschaft von oben her zu legitimieren.

Unter einem „reinen“ Geben soll in unserem Kontext vielmehr ein echtes Geben verstanden werden, das sich auf jemanden richtet, ohne daß damit die Absicht verknüpft wäre, selbst etwas davon zu haben. Die Frage ist: Kann es so etwas geben? Oft genug werden Geschenke ja nur deswegen gegeben, um sich von einer Verpflichtung freizukaufen oder um den anderen an sich zu binden. Muß man da nicht schon zufrieden sein, wenn die Absicht des Gebers das eigene Wohl nur an die zweite, dasjenige des Beschenkten aber an die erste Stelle rückt? Erhofft nicht jeder Gebende in irgendeiner Form eine Gegengabe, und zwar so, daß diese Hoffnung zur Freigebigkeit nicht nur hinzutritt, sondern sie eigentlich motiviert? Ist es eine menschliche Möglichkeit, so selbstlos zu geben, sich von dem Geschenkten so radikal zu trennen¹⁰, daß der Beschenkte damit wirklich machen darf, was er will? Es ist sicher keine alltägliche Fähigkeit, die hier angesprochen wird. Sie wird normalerweise selten sein, eingebettet in ein Leben des Gebens, das *auch* an sich denkt. Sie zu fordern, ist aber nicht etwa der Ausfluß einer übertrieben idealistischen Moral. Vielmehr ist dieses asymmetrische Geben in der sittlichen Ökonomie unseres Zusammenlebens der notwendige Ausgleich für eine andere Asymmetrie: nämlich derjenigen, die entsteht einerseits durch das Nehmen, das nicht mit dem Willen zur Gegenleistung verknüpft ist, und andererseits durch ein Geben, das im Grunde ein Nehmen ist.

Die Frage, ob es ein solch reines Schenken gibt, stellt sich vor allem für denjenigen, der mit dem Eindruck konfrontiert ist, so beschenkt worden zu sein. Es ist für ihn eine Entscheidungsfrage. Ist diesem Geber wirklich eine reine Absicht zuzutrauen? Und prinzipieller: Ist sie überhaupt jemandem zuzutrauen? Da man dies nie mit letzter Sicherheit nachprüfen kann, impliziert diese Entscheidungssituation auch eine Glaubensfrage, die sich sowohl auf den Gebenden wie auf den möglicherweise Nehmenden selbst bezieht. Soll ich das Wagnis dieses Vertrauens eingehen, oder, um mich vor Enttäuschungen zu schützen, lieber versteckte egoistische Absichten vermuten? Und selbst wenn ich zu einiger Sicherheit darüber gelange, daß der andere wirklich vorbehaltlos schenkt, ist es dann für mich nicht vielleicht doch besser, die ganze Sache auf die Ebene eines distanzierten „Do ut des“ herabzuschrauben, um selbst nicht allzusehr berührt zu werden?

Man sieht: Nicht nur das reine Geben muß erkämpft werden, sondern auch das reine Nehmen. Und doch lebt wohl in allen Menschen eine tiefe Sehnsucht nach einem solchen Nehmenkönnen und Nehmendürfen, für das keine Rechnung nachgeliefert wird. Und manchmal werden wir, die wir uns als Egoisten kennen, doch von einem Geben überrascht, das sich leicht und wie von selbst von uns löst.

Reine Dankbarkeit

Einem solchen Geben kann eine Dankbarkeit antworten, die nicht nur der unfreiwillige und ohnmächtige Ersatz für ein ordentliches Sich-„Revanchieren“ ist. Deswegen ist diese Form der Dankbarkeit auch dann am Platz, wenn eine vollwertige Gegengabe gegeben werden kann. Denn diese Dankbarkeit bestimmt sich ganz von der Art des Gebens her, nicht von der Peinlichkeit, dem Gegebenen nichts Passendes entgegensetzen zu können. Je mehr sich, in einem Akt des Gebens, die Gewichte von der sachlichen Ebene zur personalen Ebene verschieben, so daß das Interpersonale nicht mehr nur Hintergrund des sachlichen Austauschs, sondern der Austausch von Sachen zu einem Symbol zwischenmenschlicher Zuneigung wird, desto mehr tritt diese neue, reinere Form der Dankbarkeit auf.

Desto mehr tritt aber auch ein eigenartiges Zusatzphänomen auf, daß man nämlich für diese Dankbarkeit und dieses Dankenkönnen selbst noch einmal danken will. Denn danken wird nun nicht nur als Pflicht, sondern als Bereicherung empfunden. Man registriert dankbar, daß man die Fähigkeit zur Dankbarkeit hat. Diese erlebt man nicht als eine Schwäche, sondern als eine Stärke, nicht als Ausdruck eines Nichtkönnens, sondern als ein Können. Es drängt einen zum Dank, nicht weil man dadurch eine Schuld verbal beschwören und so neutralisieren möchte, sondern weil man die empfangene Freigebigkeit preisen möchte.

Wenn aber jede Dankbarkeit ihren Adressaten sucht, wer oder was kann der Adressat der Dankbarkeit für die Dankbarkeit sein? Hier kommen wir auf höherer Ebene zurück auf das schon berührte Problem des Adressaten der sogenannten adressatenlosen Dankbarkeit. Die Frage ist, ob die Aussage „Ich bin dankbar, weiß aber nicht, wem“, in der sich diese Haltung zunächst aussprach, das letzte Wort behalten muß. Gemeint war damit zunächst ja nur dies, daß wir den Adressaten der Dankbarkeit nicht so kennen können, wie wir Menschen, die uns bekannt sind, als Ursache der Gabe und somit als Adressaten des Dankes identifizieren können. Die Frage ist jedoch dann, ob diese Art des Kennens und Wissens die einzige ist. Wenn man dieser Meinung ist, so wird man Karl Jaspers¹¹ zustimmen, der in seinem Lebensrückblick den Satz formulierte: „Ich bin dankbar, weiß aber nicht welchem Grund der Dinge.“

Man kann sich aber fragen, ob nicht in der Bewegung der Dankbarkeit selbst eine gewisse Bezeugung des Wesens jenes Grundes liege, aus dem die Gabe stammt, und ob nicht insofern die Dankbarkeit etwas „wisse“, was dem nachprüfenden Verstand verschlossen bleibt. Es ist insofern ein echtes Wissen, als es sich auf eine echte „Gegebenheit“ bezieht; es ist nicht bloß ein „Postulat“ im Sinn Kants, eine an eine Sollenserfahrung geknüpfte Voraussetzung. Es ist freilich kein Wissen, das die Frucht theoretischer Vergewisserung wäre, sondern ein ganz in die Haltung der Dankbarkeit eingehülltes Wissen. Das erscheint vom theoretischen Standpunkt aus als ein Mangel. Mit diesem Mangel versöhnt jedoch die

Einsicht, daß das abstrakte Wissen nicht über, sondern unter dem lebensmäßig inkarnierten steht. Von da aus betrachtet, erweist sich eine Haltung, wie die von Jaspers, als eigenartig theorielastig und geprägt von einer gewissen Blindheit gegenüber den „*raisons du cœur, que la raison ne connaît point*“¹², modern übersetzt, gegenüber den Erkenntniskräften des Herzens, für die der Verstand keine Antenne hat.

Wenn sich der Verstand allerdings auf die in der Dankbarkeit selbst liegende Erschlossenheit einläßt, kann er zu der Erkenntnis gelangen, daß als der „Grund der Dinge“, dem uns die Dankbarkeit emotional entgegenträgt, nur von intentionaler und insofern personaler Natur sein kann. Der Adressat jeder Dankbarkeit ist ja notwendigerweise jene Realität, die als die Quelle des Beschenktseins erfahren wird. Wenn nun das Geschenk selbst jene gelöste Fülle der Seele ist, die man „Dankbarkeit“ nennt, dann kommt als adäquate Quelle nichts in Frage, was unterhalb der Ordnung des Personalen stünde. In der religiösen Überlieferung von Gott als einem aus Überfülle und völlig selbstlos schenkenden schöpferischen Grund findet die Suche nach dem adäquaten Adressaten dieser qualifizierten Dankbarkeit eine befriedigende Deutung und Orientierung.

Aber auch das Umgekehrte gilt: Die immer vieldeutige, gegensätzliche Motive mit sich schleppende religiöse Tradition und insbesondere ihr zentrales Symbol, das Wort „Gott“ selbst, bedürfen einer Vereindeutigung durch entsprechende Erfahrungen. Stellt man sich nämlich Gott als eine übermächtige Instanz vor, die zwar gibt, aber so, daß jedem Geben auf unserer Seite, der Seite der Nehmenden, eine immer wachsende Schuld entspricht, die wir durch eine Folge von Dankesbezeugungen ebenso bezeugen wie vergebens abarbeiten müssen, dann kann der Affekt der Dankbarkeit entweder nicht entstehen oder, wenn er doch aufsteigt, nicht ernsthaft auf diesen angeblichen Gott bezogen werden. Dasselbe gilt für die Auffassung, daß die Wahrheit, die Gott gibt, nur unkritisch hinzunehmen ist, wie das Geschenk eines Mächtigen, dessen Annahme man nicht verweigern darf¹³. Denn dankbar kann man nur für eine Einsicht sein, die man sich selbst erarbeiten durfte und von der man doch weiß, daß sie einem geschenkt wurde.

Was hier als ein einheitliches Phänomen festgehalten wird, wird nun aber in bestimmten mächtigen Strängen der Philosophie und Theologie auseinandergerissen. Angesichts einer Theologie, die sich an den Paradigmen der absolutistischen Monarchie orientiert, entwickelt sich eine Philosophie der Selbstbehauptung, deren zentrales Heiligtum – und zwar zu Recht – die Idee der Autonomie ist, die sich aber leider vor allem als Anti-Heteronomie begreift. Die Dialektik zwischen den beiden Positionen, die vor allem Positionen der Verteidigung und das heißt der Angst um das Eigene sind, ist eine Todesdialektik, die sich nicht nur auf das Verhältnis des Menschen zu seinem Grund, sondern auch auf das Verhältnis der aufeinander angewiesenen Menschen erstreckt. Die im freien Geben und Nehmen liegende Voraussetzung, daß alles Haben nur eine Zwischenposition zwischen

dem Empfangen und Geben haben kann, wird verdunkelt. Gnade und Selbstsetzung werden auseinandergerissen. Die Selbstsetzung wird dadurch verkrampft, Gnade erscheint nur noch als herablassende Gabe, die demütigt. Dankbarkeit kann in diesem Kontext nur noch als Ersatzleistung, das heißt ihren innersten Möglichkeiten nach gar nicht auftreten.

Erinnert man sich jedoch an die Erkenntnis der christlichen Theologie, daß die Gottheit selbst ein sowohl wechselseitiges wie grundloses Geben und Nehmen ist, dann verschwindet der Antagonismus zwischen der Selbständigkeit und dem Geschenkcharakter des endlichen Seins. Dann verschwindet auch der Eindruck, wir müßten dem „Grund der Dinge“ gegenüber nur die Nehmenden sein, die nichts geben könnten. Denn als dessen erste Absicht muß angenommen werden, die mit der ungleichen Position verbundene Demütigung zu vermeiden¹⁴. Um im Bild zu sprechen: Wenn Gott Gott ist, denkt er sicher nicht weniger vornehm als die Mutter, die ihr Kind nicht daran erinnern wird, daß das Taschengeld, von dem es ein Geschenk für sie gekauft hat, ja von ihr stammt.

Die Dankbarkeit, die in uns ebenso entsteht, wie sie unsere Tat ist, die uns ebenso glücklich wie bescheiden macht, bezeugt gegen alle Theorien, die von uns selbst zu niedrig und vom „Grund der Dinge“ zu sachlich denken, die schlichte Wahrheit, daß alles humane Sein Tat und Gabe zugleich ist. Denn diesem „Grund“ gegenüber ist die sich spontan ausdrückende Dankbarkeit ebenso ein echtes Geschenk, wie sie, als selbst geschenkte, die Vollendung aller Gaben ist.

ANMERKUNGEN

¹ M. Mauss, *Essai sur le don, forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïques* (1923/24); dt.: *Die Gabe* (Frankfurt 1968) 170f.: „Zwischen Häuptlingen und Vasallen und deren Dienern etabliert sich mittels solcher Gaben die Hierarchie. Geben heißt Überlegenheit beweisen, zeigen, daß man mehr ist und höher steht, *magister* ist; annehmen, ohne zu erwidern oder mehr zurückzugeben, heißt sich unterordnen, Gefolge und Knecht werden, tiefer sinken, *minister* werden.“ ² Am 17. 8. 1661 auf seinem Schloß in Vaux-le-Vicomte, nahe Paris.

³ III. Aufzug, 1. Auftritt, V. 1570f. ⁴ „Adalat“, Bayer-Leverkusen.

⁵ Die – hier nicht näher auszuführende – Argumentation liegt auf der Linie der Unterscheidung, daß Tiere zwar keine Rechte, wir ihnen gegenüber jedoch Pflichten haben.

⁶ *Tsimshian Mythology*, zit. n. C. Lévi-Strauss, *Strukturelle Anthropologie II* (Frankfurt 1975) 171.

⁷ Die Frage nach d. Technik, in: *Vorträge u. Aufsätze* (Pfullingen 1954) 18f. Zum Verhältnis von Denken u. Danken: Was heißt Denken? (Tübingen 1961) bes. 91–94.

⁸ Die Beispiele aus: B. Grom, J. Schmidt, *Auf d. Suche nach d. Sinn d. Lebens* (Freiburg 1975) 129.

⁹ Philosophisch gesprochen gehört Dankbarkeit zu den intentionalen Vollzügen, die aus sich heraus, nicht erst aus dem Vorhandensein eines entsprechenden Bezugspunkts, eine Beziehung enthalten, ähnlich wie jedes Wahrnehmen ein Wahrnehmen von etwas ist, ganz unabhängig von der Frage, in welchem Sinn das Wahrgenommene real ist.

¹⁰ F. Ulrich, *Atheismus u. Menschwerden* (Einsiedeln 1966).

¹¹ *Schicksal u. Wille. Autobiogr. Schr.* (München 1967) 30 (zit. n. Grom, Schmidt 129).

¹² B. Pascal, *Pensées* 277 ed. Brunschvigk (ed. Chevalier Nr. 477).

¹³ Wenn Sätze des Evangeliums wie „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden“ (Mk 16, 16) in diesem Sinn verstanden werden, kann man sie – um Gottes willen – nur ablehnen.

¹⁴ Vgl. dazu den „dichterischen Versuch“, den S. Kierkegaard in den „Philos. Brocken“, Kapitel II, entwickelt hat.